



Nr. 20

DISKUSSION

ROMAN HERZOG **INSTITUT**

Sieben Weisheiten zu Wachstum,
Wohlstand und Wohlbefinden

ZUM GLÜCK WACHSEN

Michael Neumann

Sieben Weisheiten zu Wachstum, Wohlstand und Wohlbefinden

ZUM GLÜCK WACHSEN

Michael Neumann

	Vorwort	2
1	Einleitung	3
2	Es gibt keine natürlichen Grenzen des Wachstums	7
3	Nachhaltigkeit und Wachstum sind kein Gegensatz	10
4	Das BIP ist kein unbrauchbarer Indikator für Wohlstand	13
5	Geld allein macht nicht glücklich	18
6	Das relative Einkommen macht den Unterschied	21
7	Grundloses Einkommen macht nicht glücklich	24
8	Mehr Wohlstand erreicht man nicht durch Glückspolitik	26
	Literatur	29
	Der Autor	32

Vorwort



Der Begriff „Wachstum“ wird heute meist mit einem Streben nach Mehr in Verbindung gebracht. Untersuchungen zu denkbaren Ausgestaltungen von nachhaltigem Wachstum gibt es dabei in Mengen. Gilt es aber nicht, zunächst eine Antwort darauf zu finden, warum wir immerzu nach Mehr streben und ob im Hinblick auf Wohlbefinden und Lebenszufriedenheit nicht doch weniger manchmal mehr ist? Das Roman Herzog Institut (RHI) hatte im Herbst 2011 sieben Wissenschaftler unterschiedlicher Disziplinen zu einem Auftaktworkshop eingeladen, um eine Diskussion über das Jahresthema 2012 des RHI „Wachstum, Wohlstand und Wohlbefinden“ zu initiieren. Debattiert wurden zentrale Fragen wie: „Brauchen wir Wachstum?“, „Gibt es Grenzen des Wachstums?“, „Schadet Wachstum der Umwelt?“, „Sofern es Wachstum geben sollte, was sollte dann genau wachsen?“, „Führt Wachstum zu Wohlstand und Wohlbefinden?“, „Inwieweit korrelieren Wohlstand und Wohlbefinden?“

Da sich das RHI der Forschung zur Sozialen Marktwirtschaft widmet, stellt sich auch die Frage, ob und in welcher Weise die freiheitliche Marktordnung zum Wohlergehen ihrer Bürger führt. Unsere Überzeugung am RHI ist es, dass solche Themen

nur dann erfolgversprechend angegangen werden können, wenn es gelingt, unterschiedliche Disziplinen an einen Tisch zu bekommen. Wir sehen unseren Mehrwert darin, genau diese Plattform zu bieten und damit einen interdisziplinären Austausch zu drängenden Herausforderungen unserer Zeit zu ermöglichen.

In der Publikation, die Sie in Händen halten, finden Sie die Kernaspekte der interdisziplinären Debatte zusammengefasst. Dabei werden die zentralen Diskussionspunkte des Workshops in sieben Weisheiten vorgestellt und mittels Theorie und Empirie auf ihren Wahrheitsgehalt hin überprüft.

Ich wünsche Ihnen eine aufschlussreiche Lektüre.



Prof. Randolph Rodenstock
Vorstandsvorsitzender
des Roman Herzog Instituts e. V.

Einleitung

Sieben Experten unterschiedlicher Fachdisziplinen diskutierten auf dem Workshop am 22. November 2011 am Roman Herzog Institut (RHI) intensiv über die Themen Wachstum, Wohlstand und Wohlbefinden. Die Teilnehmer aus den Bereichen Psychologie und Ethik, Ökonomie, Geschichte, Soziologie und Medizin erörterten Fragen wie „Warum möchte unsere Gesellschaft stets weiter wachsen?“, „Ist Wachstum Voraussetzung für Glück?“ oder „Ist das Bruttoinlandsprodukt ein geeigneter Wohlstandsindikator?“ Zu diesen sowie vielen weiteren Fragen bezogen die Wissenschaftler Stellung und tauschten über die Fachgrenzen hinweg ihre Hypothesen, Erkenntnisse und Erklärungsansätze aus.¹

Wachstum begleitet den Menschen in vielen Bereichen seines Lebens. Es gibt die Fachdisziplinen übergreifend unzählige Definitionen des Begriffs. Die Experten hatten dementsprechend alle ihre eigene Erklärung und Vorstellung davon, was unter Wachstum zu verstehen sei. Der Volkswirt Johannes Hirata, der sich besonders mit Fragen der Wirtschaftsethik beschäftigt, griff die Überlegungen des Philosophen Bernhard Taureck auf. Dieser beschreibt Wachstum als einen organischen Vorgang, bei dem ein Organismus aus sich selbst heraus größer wird. Vor diesem Hintergrund sei Wachstum auf die Wirtschaft bezogen eine Metapher dafür, dass die Wirtschaft aus sich selbst heraus wachse. Die Nutzung der Wachstumsprozesse der Natur sei dem Menschen nur aufgrund seiner spezifischen biologischen Entwicklung möglich gewesen, erläuterte der Historiker Florian Neumann. Die Zunahme des Hirnvolumens sei für Evolutionsforscher ein wesentlicher Faktor in der Entwicklung der Menschen. So konnten sie Erfahrungswissen ansammeln, dieses via Sprache und seit etwa dem Jahr 3000 vor Christi Geburt durch Schrift weitergeben. Der Schweizer Ökonom und Glücks-

forscher Bruno S. Frey beschreibt Wachstum als einen Reflex auf eine vernünftige Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik. Wachstum entsteht laut Frey also nicht zufällig aus dem Wirtschaftskreislauf, sondern ist politisch steuerbar.

Warum glaubt die Gesellschaft, ein „Mehr“ an Wirtschaftswachstum sei erstrebenswert? Dies war eine der zentralen Fragen des Workshops. Der Begriff Wachstum wird von vielen Menschen mit etwas Positivem und Erstrebenswertem verbunden: Wachstum soll das Leben der Menschen verbessern und zur Verwirklichung von Zielen wie Gesundheit, Bildung, höhere Lebenserwartung oder gesellschaftlicher Frieden beitragen. Ob es möglich ist, mit Wachstum diese Ziele zu erreichen, bleibt indes umstritten. Johannes Hirata etwa sieht keinen direkten Zusammenhang zwischen den genannten Zielen und dem Wirtschaftswachstum. Wachstum sei auch nicht umsonst zu bekommen, denn Wirtschaftswachstum bringe immer Gewinner und Verlierer hervor. Angelika Zahrt, Wirtschaftswissenschaftlerin mit ökologischem Schwerpunkt, wies in diesem Zusammenhang auf eine Diskrepanz in der Emnid-Umfrage der Bertelsmann-Stiftung aus dem Jahr 2010 hin. Einerseits erwarteten laut der Umfrage zwei Drittel der deutschen Bevölkerung keinen persönlichen Gewinn vom Wirtschaftswachstum, andererseits sagten die Befragten mehrheitlich, wirtschaftliches Wachstum sei gesellschaftlich notwendig. Auf eine schlüssige Erklärung hierfür konnten sich die Experten jedoch nicht einigen. Die erste Weisheit: „Es gibt keine natürlichen Grenzen des Wachstums“ beschäftigt sich mit der Frage nach der Notwendigkeit und den Grenzen von Wachstum (Kapitel 2).

Als zweite zentrale Fragestellung diskutierten die Experten auf dem Workshop den Zusammenhang zwischen Wachstum und Umweltbelastung. Wachstum geht mit vermehrtem Ressourcenverbrauch einher und damit mit einer Veränderung – oft auch mit einer Schädigung – unserer natürlichen Umwelt. Das Bruttoinlandsprodukt (BIP) vermag diese Eingriffe in die Umwelt oft nur unsystematisch zu erfassen. Daher sehen viele Wachstumskritiker die zunehmende

¹ Mein Dank gilt den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Münchener RHI-Workshops für ihre Expertise sowie Corinna Gruber, Anika Jansen und Neşe Sevsay-Tegethoff für ihre wertvollen Anregungen und Verbesserungen.



„Über welche Art von Wachstum sprechen wir eigentlich? Und ist Wachstum Voraussetzung für Glück?“

Randolf Rodenstock



„Das BIP als Wohlstandsindikator ist eine – von Ökonomen nicht intendierte – Über- und Fehlinterpretation.“

Angelika Zahrt

Produktion von Gütern und damit das Wachstum gerade mit Blick auf die Umweltschädigung als kritisch an. In diese Problematik führt die zweite Weisheit ein: „Nachhaltigkeit und Wachstum sind kein Gegensatz“ (Kapitel 3). Neben der Umwelt sind auch Bildung und Mitverantwortung wichtig für den Wohlstand und das Wohlbefinden in der Gesellschaft. Neşe Sevsay-Tegethoff, Geschäftsführerin des RHI, erläuterte, wie wichtig es sei, jungen Menschen frühzeitig die richtigen Werte zu vermitteln, sodass sie aus eigenem Antrieb zu bürgerschaftlichem Engagement, Ehrenamt und Mitverantwortung finden. Letztere ebenso wie bürgerschaftliches Engagement solle den Kindern bereits in den Schulen vermittelt werden.

Strittig ist die Frage, wie man Wohlstand adäquat messen kann. Angelika Zahrt bemängelte in diesem Kontext die aktuelle Debatte der Politiker um den Indikator Bruttoinlandsprodukt. Auf der einen Seite werde behauptet, das Bruttoinlandsprodukt sei nur ein Maß für die wirtschaftliche Leistung und kein Wohlstandsindikator. Andererseits werde dieses Maß trotzdem von vielen Politikern wie auch von einigen Ökonomen gerne als Wohlstandsindikator verwendet. In diesem Punkt fand Angelika Zahrt breite Zustimmung bei den anderen Workshop-Teilnehmern: Ein unumstrittener Maßstab für den Wohlstand sei das Bruttoinlandsprodukt nicht. Inwieweit eine Gütermenge Wohlstand und Wohlbefinden messen kann, wird in der dritten Weisheit erörtert: „Das BIP ist kein unbrauchbarer Indikator für Wohlstand“ (Kapitel 4).

Vor diesem Hintergrund diskutierten die Experten auch über alternative oder ergänzende Messgrößen. Bruno S. Frey sieht in Anbetracht möglicher Alternativen das BIP dennoch als ein sehr nützliches Konzept an. Laut Frey könne es sogar „als eine wichtige sozialwissenschaftliche Innovation“ betrachtet werden, „weil dadurch zum ersten Mal die wirtschaftliche Tätigkeit als Ganzes systematisch erfasst wird. Dies war zuvor undenkbar.“ Frey bezieht sich dabei auf das Wachstum des realen Bruttosozialprodukts, das der Bevölkerung – dies nur als ein Beispiel – zu

einer enormen Verbesserung des Gesundheitswesens verholpen hat.

Letztlich stellen Wachstum und Wohlstand keinen Selbstzweck dar, sondern sind Mittel, Menschen glücklicher und zufriedener zu machen. Ein Kandidat für ein übergeordnetes Wachstumsziel sei die Lebenszufriedenheit, so Johannes Hirata beim Workshop: „Kaum ein anderes Ziel kann wohl für sich beanspruchen, derart uneingeschränkt als erstrebenswert betrachtet zu werden.“ Die Experten setzten sich beim Workshop daher nicht nur mit Fragen zu Wachstum und Wohlstand, sondern auch mit Fragen zum Wohlbefinden – vor allem im Kontext von Wachstum und Wohlstand – auseinander. Diesbezüglich diskutierten sie, ob unsere Gesellschaft überhaupt dazu bestimmt sei, glücklich zu sein. Menschliche Sensoren reagieren besonders nachhaltig, so lehre die Erfahrung, auf Katastrophen und Probleme, und daher würden wir Menschen oft das Positive im Leben vergessen.

Doch was sind wichtige Größen für eine glückliche Gesellschaft? In einer zufriedenen Gesellschaft ist die Freiheit der Menschen ein zentraler Wert und damit auch ein wichtiges Ziel. Materieller Wohlstand ist ebenfalls bedeutsam. Phänomene wie das Easterlin-Paradoxon relativieren die Relevanz von Reichtum für das Wohlbefinden aber. Ausführungen dazu finden sich in der vierten Weisheit: „Geld allein macht nicht glücklich“ (Kapitel 5). Reichtum zählt möglicherweise nur dann etwas, wenn man relativ zu anderen reich ist. Damit werden Wachstum und ein Mehr an Einkommen nur dann honoriert, wenn sich diejenigen, die reicher werden, so von ihrer Umgebung abheben können. Wie der Zusammenhang zwischen Wohlbefinden und Ungleichheit ist, hinterfragt die fünfte Weisheit: „Das relative Einkommen macht den Unterschied“ (Kapitel 6).

Es heißt, Arbeit mache glücklich. Doch auch dies gilt nicht für jeden Job, was die sechste Weisheit anspricht: „Grundloses Einkommen macht nicht glücklich“ (Kapitel 7). Mancher fordert mehr soziale Gerechtigkeit, um die Gesellschaft glücklicher zu

*„Wer zu lange glücklich war,
den hat der Säbelzahniger
gefressen.“*

*Bruno S. Frey zitiert
Eckart von Hirschhausen*



*„Sofern es Wachstum geben
sollte, wäre der erste Kandidat für
Wachstum wohl die Freiheit.“*

Johannes Hirata





Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Workshops (von links nach rechts): Prof. Dr. Dr. Dr. h. c. mult. Bruno S. Frey, Dr. Neşe Sevsay-Tegethoff, Prof. Dr. Angelika Zahrt, Prof. Dr. Hans Förstl, Corinna Gruber, Dr. Florian Neumann, Prof. Dr. Dieter Frey und Prof. Dr. Johannes Hirata.

machen. Ob und inwieweit die Politik aber überhaupt Wirtschaftswachstum und Wohlbefinden beeinflussen kann und sollte, erörtert die siebte Weisheit: „Mehr Wohlstand erreicht man nicht durch Glückspolitik“ (Kapitel 8).

Die Interpretation der Wirkungen von Wachstum und Wohlstand auf das Wohlbefinden wird dadurch erschwert, dass Glück oder Lebenszufriedenheit subjektive Empfindungen sind. Ihre Einflussgrößen sind häufig eher immaterieller und oftmals unerwarteter Natur. So kann der Befund, dass ab dem zweiten Ehejahr die Lebenszufriedenheit abnimmt, unter Umständen für falsche Entscheidungen sorgen und die Lebenszufriedenheit einer ganzen Gesellschaft

verändern. Die Konstruktion eines unmittelbaren Zusammenhangs einer Ursache mit einer bestimmten Wirkung ist daher immer mit Vorsicht zu genießen. Das Thema ist vielschichtig – da waren sich die Experten des RHI einig.

Ebenso einig waren sich die Wissenschaftler, dass noch viel an Grundlagenforschung zu leisten sei und Spielregeln zur Förderung von Wachstum, Wohlstand und Wohlbefinden formuliert werden müssten. Daher wird das RHI im Jahr 2012 basierend auf der vorliegenden RHI-Diskussion zu den offenen Fragen von Wachstum, Wohlstand und Wohlbefinden den interdisziplinären Forschungsaustausch in verschiedenen Publikationen vorantreiben.

Es gibt keine natürlichen Grenzen des Wachstums

Die irdischen Ressourcen sind begrenzt. Ihr Einsatz in der Produktion schafft Güter, ermöglicht Konsum und generiert Wachstum. Doch ob dies auch zu steigendem Wohlstand einer Gesellschaft führt, darüber scheiden sich die Geister nicht erst seit heute. Wachstumskritiker behaupten, die Annahme eines dauerhaften Wachstums sei nicht realistisch, da Wachstum auf der Ausbeutung natürlicher Ressourcen basiere. Die Menge dieser Ressourcen ist endlich, Wachstum bedeute in erster Linie Ressourcenverbrauch und führe zu Umweltverschmutzung (Miegel, 2010). Bereits vor 30 Jahren, im Jahr 1972, beschrieben Meadows et al. (1972) vom Club of Rome die Grenzen des Wachstums. Sie prognostizierten in unterschiedlichen Szenarien die wirtschaftliche Weiterentwicklung und kamen zu dem Schluss, dass dauerhaftes Wachstum

nicht möglich sei. In der Rückschau erwiesen sich ihre Voraussagen und Berechnungen jedoch als nicht zutreffend. Seit 1975 ist die Weltwirtschaft um das Siebenfache gewachsen (Baumol et al., 2008).

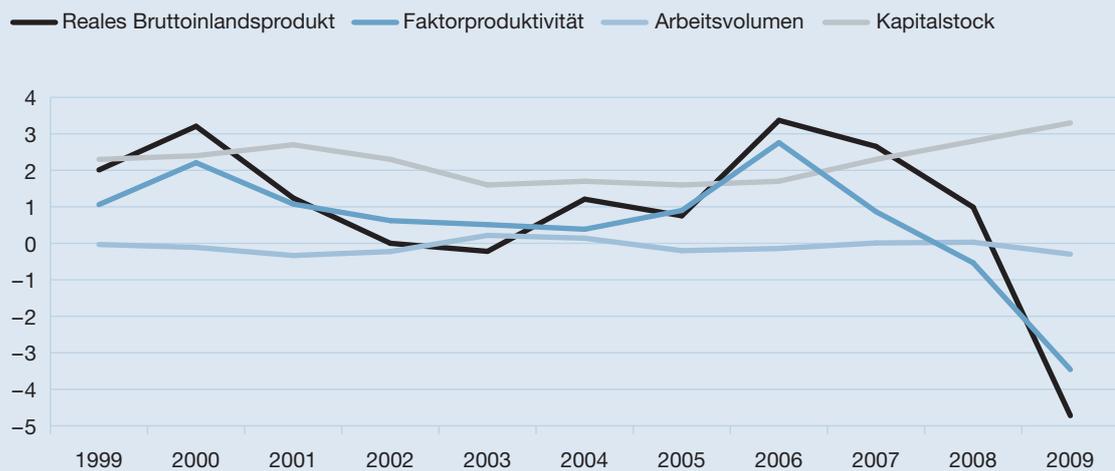
Noch weiter zurück in der Vergangenheit liegt der Ursprung der berühmten Malthus-These. Diese besagt, dass das Bevölkerungswachstum exponentiell verlaufe, während das Wachstum der Nahrungsproduktion nur linear ansteige. Dies müsse zwangsläufig in einen Nahrungsengpass führen, der wiederum einen Rückgang der Bevölkerung zur Folge habe. Dieser Zyklus wiederhole sich: Nach jeder Hungersnot und dem entsprechenden Bevölkerungsrückgang steige die Bevölkerungszahl wieder überproportional an, was zur nächsten Hungersnot führe. Malthus irte ebenso wie der Club of Rome. Beide unterschätzten die Dynamik des technischen Fortschritts – Malthus etwa rechnete nicht mit der Erfindung und Entwicklung des Kunstdüngers.



Auf die Faktorproduktivität kommt es an

Abbildung 1

Wirtschaftswachstum und seine Treiber in Deutschland, Veränderung gegenüber Vorjahr in Prozent



Quelle: SVR, 2011

Wachstum durch Fortschritt muss sich keineswegs immer in einem Mehr an Gütern manifestieren. Neşe Sevsay-Tegethoff, Geschäftsführerin des Roman Herzog Instituts, merkte auf dem RHI-Workshop an, dass – bedingt durch den Produktivitätsfortschritt – die Produzenten für die Herstellung eines Produkts immer weniger Arbeitszeit einkalkulieren müssten. Dies bedeute, dass weniger Beschäftigte benötigt werden, um die gleiche Menge an Produkten zu erzeugen. Die bisherige Konsequenz daraus sah so aus, dass mehr Waren und Dienstleistungen bereitgestellt wurden, auch um die Arbeitsplätze der Bevölkerung zu sichern. In Zukunft kann das Resultat dieses Fortschritts aber auch in weiteren Arbeitszeitverkürzungen und einem Mehr an Freizeit bestehen – nicht nur Waren und Dienstleistungen, auch Freizeit und Urlaub sind Zeichen unseres Wohlstands.

Nicht die zunehmende Ausbeutung natürlicher Ressourcen, sondern der technische Fortschritt ist der Treiber, der das Wachstum in den letzten Jahren stützte. Doch ist Wachstum durch technischen Fortschritt dauerhaft möglich? Robert Solow erhielt für seine Wachstumstheorie den Nobelpreis. Sie besagt, dass dauerhaftes Wirtschaftswachstum sogar nur durch technischen Fortschritt möglich sei, nicht aber durch Änderungen der Produktionsmittel, also des Kapitalstocks, der vermehrten Ausbeutung natürlicher Ressourcen oder des höheren Arbeitseinsatzes. Auf Dauer könne die Summe der genutzten Ressourcen und Produktionsmittel pro Beschäftigten nicht immer weiter ansteigen, eine weitere Zunahme wirke sich sogar negativ aus. Das Wachstum der Wirtschaft durch vermehrten Einsatz von Ressourcen und Produktionsmitteln sei zwar temporär möglich und sinnvoll, führe aber stets zu einem „langfristigen Gleichgewicht“, wie Solow es nennt. Ist dieser Punkt erreicht, könne aus dem weiteren Einsatz von Ressourcen und Kapital keine Wachstumssteigerung mehr entstehen. Damit ist ein Zustand eingetreten,

in dem sich die Relation des Kapitalstocks pro Mitarbeiter nicht mehr erhöhe. Die einzige Möglichkeit, zusätzliches Wirtschaftswachstum zu generieren, sei dann über den technischen Fortschritt.

Für das langfristige, nachhaltige Wirtschaftswachstum ist somit nicht der vermehrte Einsatz von Kapital und Arbeit entscheidend, sondern die Entwicklung der Produktivität der Produktionsmittel, die sich durch den technischen Fortschritt ändert. Die Statistik versucht, die Entwicklung der Totalen Faktorproduktivität als Restgröße aus der Wachstumsrate zu ermitteln; dabei wird die Wachstumsrate um das Wachstum des Arbeitseinsatzes und das Wachstum des Kapitalstocks bereinigt. Es handelt sich hier um eine sehr grobe Näherung an die Wirkung des technischen Fortschritts. Abbildung 1 zeigt die Entwicklung von Bruttoinlandsprodukt, Arbeitsvolumen, Kapitalstock und Totaler Faktorproduktivität.

Die Veränderung des Arbeitsvolumens zeigt die geringsten Ausschläge im Vergleich zu den anderen beiden Wachstumsdeterminanten, da die geleisteten Arbeitsstunden auch in konjunkturellen Krisen in Deutschland nicht so einfach veränderbar sind. Gerade die Entwicklung zwischen 2007 und 2009 ist hierfür exemplarisch: Das Arbeitsvolumen entwickelte sich von 2008 bis 2009 leicht rückläufig, aber längst nicht so stark wie das BIP. Der Kapitalstock stieg sogar an. Hieraus erklärt sich der hohe Rückgang der Residualgröße Faktorproduktivität. Im langfristigen Trend – bereinigt man die Totale Faktorproduktivität um die konjunkturellen Schwankungen – ist sie deutlich positiv. Dies ist mitnichten ein Naturgesetz, sondern vielmehr die Folge von Ideen und Innovationen, welche die deutsche Volkswirtschaft vorantreiben und ihr ein nachhaltiges Wachstum bescheren – und das unabhängig von den begrenzten natürlichen Ressourcen. Ob das so bleiben wird, lässt sich nicht voraussagen, denn Prognosen für Erfindungen und Innovationen sind schwierig.

Bildung, Zivilcourage und Mitverantwortung wurden auf dem Workshop als zentrale Schlüssel für den Fortschritt angesehen. Die Universitäten seien hierbei Ansprechpartner Nummer Eins. In Deutschland gebe es immer noch zu wenig gut ausgebildete Menschen. Für weiteres Wachstum werde noch mehr fachspezifisches Personal benötigt. Ebenso sei es bedeutsam, dass die Jugend mehr Zivilcourage zeige. Die ehrenamtliche Arbeit für den gesellschaftlichen Zusammenhalt sei so wichtig wie nie zuvor. Deutschland habe aufgrund der alternden Gesellschaft Schwierigkeiten mit der Altersversorgung. Die virulenten Probleme müssten in den Schulen und Universitäten angesprochen werden, um durch ein erhöhtes gesellschaftliches Engagement nachhaltig etwas zu bewegen.

Nachhaltigkeit und Wachstum sind kein Gegensatz

Technischer Fortschritt entsteht im Sinne von Solow aus Ideen und Innovationen. Diese werden aber nicht vom Modell erklärt, technischer Fortschritt ist hier also modellexogen. Die Autoren der Neuen Wachstumstheorie, allen voran ihre prominenten Vertreter Paul Romer (1990) und Robert E. Lucas (1988), erklären den technischen Fortschritt hingegen modellendogen: Eine Wirtschaft opfert in jedem Jahr einen Teil ihrer Wertschöpfung, um diesen in Forschungs- und Entwicklungsarbeit zu investieren. In den Forschungs- und Entwicklungsabteilungen entstehen Innovationen und Ideen, die der ganzen Wirtschaft zugutekommen, indem die neuen Produkte und Prozesse im Wettbewerb imitiert werden. Der Innovationsvorsprung einzelner Unternehmen schafft Anreize zur Investition in Forschung und Entwicklung. Der Wettbewerbsdruck wiederum sorgt dafür, dass die Innovationen rasch von allen Mitbewerbern übernommen werden müssen. Insofern wird der technische Fortschritt von den Anreizen und Wünschen der Unternehmen mit Abteilungen für Forschung und Entwicklung gezielt gesteuert.

Unternehmen wollen mit ihrer Forschung eine möglichst hohe Rendite erreichen. Damit entstehen die Forschungsergebnisse nicht zufällig, sondern zielgerichtet. Die Erklärungskraft eines solchen Ansatzes ist weitreichend: Man unterstelle einmal einen gewinnorientierten Innovator, der eine neue Technologie zum Einsatz in der Produktion entwickelt. Die generelle Idee dieser Technologie könnte prinzipiell von allen Beschäftigten – unabhängig von ihrer Qualifikation – verwendet werden. In der Entwicklungsphase aber wird der Innovator vor die Entscheidung gestellt, ob er die detaillierte Ausgestaltung der Idee und damit die neue Technologie eher für Hochqualifizierte konzipiert oder für Niedrigqualifizierte (Acemoglu, 2002, 37 f.).

Die Entscheidung, ob der Innovator eine neue Technologie für Hoch- oder für Geringqualifizierte

Auf dem Workshop wurden unter anderem Fragen zum Zusammenhang zwischen Wachstum und Umweltbelastung sowie dem Verbrauch endlicher natürlicher Ressourcen diskutiert: „Was hat das Wirtschaftswachstum für Auswirkungen auf die Umwelt?“ und „Inwieweit wird ein Raubbau an der Umwelt betrieben bei dem Bestreben, immer innovativer zu sein?“

Die Experten waren sich darin einig, dass langfristig gesehen darüber nachgedacht werden muss, wie „sinnvolle“ Produkte hergestellt werden können. Diese müssten weniger umweltschädlich produziert werden und ihre Herstellung müsse weniger Ressourcen benötigen als heute, um die ökologischen Grundlagen nicht zu zerstören. In diesem Kontext wurde auch auf die UN-Konferenz für Umwelt und Entwicklung, die sogenannte Rio-Konferenz von 1992, verwiesen, die von den Industriestaaten eine Reduktion des CO₂-Ausstoßes bis 2050 um 90 Prozent gegenüber 1992 forderte. Die Devise innerhalb Deutschlands solle keinesfalls heißen: „Wachstum um jeden Preis. Die Umwelt kann warten.“ Vielleicht gehe sie eher in Richtung der Aussage des ehemaligen Bundeswirtschaftsministers Wolfgang Clement (2010): „Klimaschutz steht unter Wachstumsvorbehalt.“

Weiterhin wurde der Strukturwandel im Wachstum erörtert. Wachstum werde in zehn Jahre ganz anders sein als heute. Dominik H. Enste und Bruno S. Frey waren sich darin einig, dass die Dienstleistungsgesellschaft der Zukunft die Menschen auch in Bezug auf den Ressourcenverbrauch vor andere Probleme und Fragen stelle als heute.

herstellen soll, richtet sich nach seinen potenziellen Gewinnen: Er bedient zunächst den Markt mit Innovationen, auf dem die Verwendungsmöglichkeiten respektive Absatzchancen besser sind. Steigt – wie in Deutschland in den letzten Jahren – die Zahl der

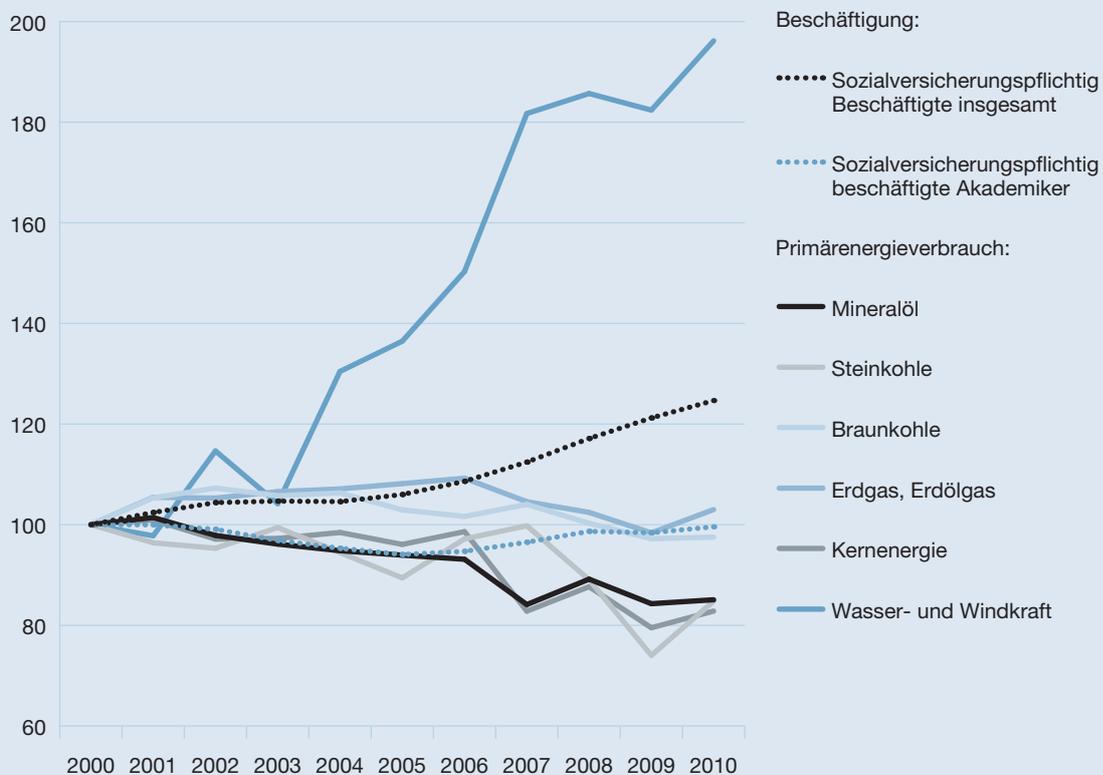
Hochqualifizierten relativ zur Zahl der Geringqualifizierten, so lohnt es sich für Innovatoren zunehmend, mit ihrer Forschungs- und Entwicklungsarbeit die Produktivität der Hochqualifizierten zu erhöhen. Damit hängt – so das Ergebnis von Daron Acemoglu – die Richtung des technischen Fortschritts von der Entwicklung der qualifikatorischen Struktur der Erwerbsbevölkerung ab (Acemoglu, 1998; 2002). Da der technische Fortschritt damit bestimmte Produktionsfaktoren wie Humankapital im Vergleich zu anderen Faktoren produktiver werden lässt, lohnt sich deren Einsatz in der Produktion wiederum immer mehr.

Die Idee von Acemoglu lässt sich auf die Nutzung aller natürlichen Ressourcen übertragen. Technischer Fortschritt kann die Produktivität der eingesetzten natürlichen Ressourcen fördern, was die Nachfrage nach ihnen weiter anheizt. Er kann aber auch darauf ausgerichtet sein, die anderen Produktionsfaktoren effektiver zu machen, oder sogar darauf, natürliche Ressourcen zu ersetzen. Der Anreiz, in welche Richtung geforscht und entwickelt wird, hängt wiederum von der erwarteten Entwicklung der Preise für die in der Produktion nutzbaren Ressourcen ab.

Beschäftigung und Ressourcenverbrauch in Deutschland

Abbildung 2

Sozialversicherungspflichtige Beschäftigung und Primärenergieverbrauch nach Energieträgern, Index: 2000 = 100



Quellen: BA, 2011; BMWi, 2011; eigene Berechnungen

Abbildung 2 geht der Frage nach, welche Ressourcen im deutschen Wachstumsprozess der letzten zehn Jahre vermehrt genutzt worden sind. Angestiegen ist, was den Verbrauch natürlicher Ressourcen anbelangt, vor allem die Nutzung an Wasser- und Windkraft. Diese ist, normiert man den Ausgangsverbrauch im Jahr 2000 auf 100, in zehn Jahren auf fast 200 gestiegen und hat sich damit nahezu verdoppelt. Auch die Nutzung von Erdgas und Erdöl hat sich erhöht, nämlich um 3 Prozent in zehn Jahren.

Alle anderen natürlichen Ressourcen hingegen werden – und dies trotz Wirtschaftswachstum – heute in Deutschland in geringerem Maße genutzt als früher. Der Produktionsfaktor, der hingegen immer mehr eingesetzt wurde, ist das Humankapital. Der Einsatz von Akademikern im Arbeitsprozess ist innerhalb von zehn Jahren um 25 Prozent gestiegen. Diese Entwicklung legt nahe, dass Wachstum weiterhin möglich ist, auch ohne permanent die Ausbeute natürlicher Ressourcen zu erhöhen.

Das BIP ist kein unbrauchbarer Indikator für Wohlstand

Das Wachstum einer Volkswirtschaft quantitativ zu bestimmen ist nicht trivial. Für seine Messung greifen die amtlichen Statistiker auf die Veränderung des realen Sozialprodukts zurück. Üblicherweise wird hierfür auf das Bruttoinlandsprodukt (BIP) abgestellt. Das Sozialprodukt misst die wirtschaftliche Aktivität innerhalb einer bestimmten Zeitperiode, meistens innerhalb eines Jahres. In seiner Spezifizierung als Bruttoinlandsprodukt bezieht sich dies auf die Aktivität im Inland, also einschließlich der Wertschöpfung durch Ausländer, die im Inland erbracht worden ist. Gemäß der Definition des Statistischen Bundesamts umfasst das BIP den Wert der im Inland hergestellten Waren und Dienstleistungen (Wertschöpfung), soweit diese nicht als Vorleistungen für die Produktion anderer Waren und Dienstleistungen verwendet werden (Statistisches Bundesamt, 2012). Das BIP wird auch preisbereinigt ausgewiesen. Die Veränderung des preisbereinigten BIP stellt die reale Wirtschaftsentwicklung im Zeitablauf dar, in der Schwankungen des Preisniveaus, also eine etwaige Inflation oder Deflation, keine Rolle mehr spielen. Die Veränderungsrate des preisbereinigten BIP dient wiederum als Messgröße für das Wirtschaftswachstum einer Volkswirtschaft.

Nun ist das Ziel des wirtschaftlichen Handelns nicht die wirtschaftliche Leistung, sondern vielmehr

„Kann man mit dem BIP Wohlstand umfassend messen?“ Darüber brauchten die Teilnehmer des Workshops nicht lang zu diskutieren, ihr Fazit lautet: nein. Das BIP ist nur ein Maß für die wirtschaftliche Leistung. Es misst nicht den Wohlstand der Bevölkerung. Es besteht daher Bedarf an geeigneten Indikatoren, die Aspekte wie Lebensqualität, Nachhaltigkeit und Glücksempfinden beinhalten.

Besonders unbefriedigend gelöst, so Bruno S. Frey, sei die Erfassung der Staatstätigkeit und der Schattenwirtschaft. Während bei den privatwirtschaftlichen Aktivitäten das Ergebnis, also der Wert der verkauften Waren und Dienstleistungen, erfasst wird, wird bei der staatlichen Tätigkeit der Input gemessen, also der materielle Aufwand und die Kosten der staatlich Bediensteten. Mögliche Produktivitätssteigerungen im Staatswesen finden daher bestenfalls mittels willkürlicher Annahmen Berücksichtigung. Auch die Tätigkeiten in der Schattenwirtschaft liegen definitionsgemäß außerhalb der offiziellen Messung des Sozialprodukts. Beides ist vor allem für Vergleiche zwischen Staaten hinderlich, unterscheiden sich doch die Produktivität des Staatshaushalts und das Ausmaß an Schattenwirtschaft zwischen den Nationen ganz erheblich. Manche Staaten nehmen einen Teil der schattenwirtschaftlichen Tätigkeit in das offizielle Sozialprodukt auf, was aber mangels Messbarkeit wiederum willkürlich ist. Aus diesen Gründen sei das Sozialprodukt nicht nur kein ideales Maß für den Wohlstand, sondern auch keines für die wirtschaftliche Aktivität in einem Land.

Wohlstand, Lebenszufriedenheit und das Wohlbefinden der Menschen in einer Volkswirtschaft. Wohlstandswachstum muss aber keinesfalls zwangsläufig Wirtschaftswachstum, gemessen als Änderung des BIP, bedeuten und umgekehrt. So kann etwa durch Effizienzverbesserungen im Arbeitsablauf die gleiche Menge an Waren und Dienstleistungen auch mit einem geringeren Arbeitseinsatz produziert werden. Dies impliziert eine abnehmende Arbeits- oder Ressourcenbelastung. Diese Entwicklung spiegelt sich bei gleichbleibender Produktion zwar nicht direkt im BIP wider, wirkt sich indes über eine Verkürzung der Arbeitszeit oder eine Verringerung der Umweltbelastung positiv auf den Wohlstand der Menschen aus. Die Leistungsfähigkeit der Wirtschaft ist somit eine integrale Determinante des Wohlstands, aber

Alternative Wohlstandsmessung

Übersicht 1

In den letzten Jahren hat die Entwicklung alternativer Wohlstandsindizes Konjunktur. Nur für die wenigsten dieser Indizes gibt es Daten aus mehreren Ländern, sodass ein internationaler Vergleich kaum möglich ist.

- Der **Genuine Progress Indicator (GPI)** und der **Index of Sustainable Economic Welfare (ISEW)** sind – in monetären Größen ausgewiesene – Alternativen zum BIP für die Berechnung des Wohlstands. Der ISEW wird berechnet, indem das BIP um soziale und umweltbezogene Kosten ergänzt wird; wertschaffende, jedoch unentgeltlich erbrachte Tätigkeiten wie etwa ehrenamtliche Arbeit oder Hausarbeit werden hinzuaddiert. Der GPI basiert ebenfalls auf dem BIP, und auch hier werden produktive, unentgeltlich erbrachte Aktivitäten hinzugerechnet. Subtrahiert werden beim GPI die Kosten von Kriminalität, Luftverschmutzung oder des Verbrauchs von natürlichen Ressourcen. Für die Indikatoren GPI und ISEW liegen bisher keine internationalen Vergleichswerte vor.
- Nicht-monetäre Wohlstandsindizes sind eine andere Möglichkeit, den nationalen Wohlstand zu messen und zu vergleichen. Solche Indizes setzen nicht am Sozialprodukt an, sondern ermitteln aus mehreren Teilindizes einen nicht-monetären Gesamtindex. Viele dieser Indizes benutzen das Sozialprodukt zwar als Teilindex, berücksichtigen aber auch andere Elemente. Der bekannteste nicht-monetäre Wohlstandsindex ist der im Auftrag der Vereinten Nationen entwickelte **Human Development Index (HDI)**. Als Indikatoren subsumiert der HDI die Lebenserwartung, den Bildungsstand und den materiellen Lebensstandard, wobei Letzterer nicht über das Bruttoinlandsprodukt, sondern über das Bruttonationaleinkommen gemessen wird.
- Der für die USA und Kanada berechnete **Index of Economic Well-being (IEW-B)** ist aus vier Teilindizes zusammengesetzt, namentlich aus je einem Maß für den Konsum, für das Vermögen, für die Einkommensverteilung und für die wirtschaftliche Sicherheit. Der für die USA ermittelte **Index of Social Health (ISH)** berücksichtigt 16 soziale und Verteilungsindikatoren: Er enthält unter anderem Daten zum Drogenmissbrauch Jugendlicher, zur Lohnhöhe, zur Selbstmordquote und zur Kinderarmut. Der **Index of Social Progress (ISP)** integriert sogar 41 Einzelindikatoren, etwa aus den Bereichen Bildung, Status von Frauen, Militärausgaben, kulturelle Vielfalt und Wohlfahrtsaufwendungen. Vor allem die notwendige Auslese der gewählten Indizes und ihre Gewichtung machen die nicht-monetären Wohlstandsindizes angreifbar.
- Weitere Autoren oder Institutionen haben zudem eine Reihe von Indizes entworfen, die nicht nur den Wohlstand abbilden sollen, sondern auch die damit einhergehende Lebensqualität. Damit stellen sie zumeist einen Zusammenhang zwischen Wohlstand und Lebenszufriedenheit respektive Wohlbefinden her. Ein Beispiel hierfür ist der **Happy Planet Index (HPI)**, der sich aus der Lebenserwartung, dem ökologischen Fußabdruck und eben der Lebenszufriedenheit zusammensetzt. Ein weiteres Maß für Wohlstand und Lebensqualität ist der **Sustainable Society Index (SSI)**. Dieser basiert auf 24 Indikatoren. Das Bevölkerungswachstum, der Energieverbrauch, die Biodiversität, aber auch die Staatsverschuldung gehen hier neben dem BIP als Teilindizes mit ein.

Eigene Zusammenstellung

nicht die einzige: Ebenfalls wichtig sind etwa Freizeit, Gesundheit, Demokratie, Freiheit oder eine saubere Umwelt (Inglehart et al., 2008; Frey/Frey Marti, 2010).

Dass das Sozialprodukt nicht ideal zur Messung des Wohlstands ist, bestreitet niemand ernsthaft (SVR, 2010). Vor allem der in den letzten Jahrzehnten kontinuierlich verbesserte Gesundheitszustand, die damit einhergehende steigende Lebenserwartung, aber auch das höhere Bildungsniveau werden nicht adäquat erfasst. Zwar beeinflussen diese Größen auch das BIP: Der mit einer steigenden Lebenserwartung verbundene höhere Anteil an Rentnern in einer Volkswirtschaft hat aber zunächst den Effekt, dass bei gleicher Wirtschaftsleistung die Anzahl der Köpfe steigt und damit das BIP pro Kopf, also der gemessene Wohlstand, sinkt. Dabei dürften die meisten Menschen einem Anstieg der Lebenserwartung positiv gegenüberstehen und der Anstieg lässt sich als Zeichen höheren Wohlstands deuten. Auch die Verringerung der wöchentlichen Arbeitszeit und die Erhöhung der Anzahl an Urlaubstagen bleiben nicht nur außen vor, im Gegenteil wirkt sich jede Verringerung an Arbeitszeit – auch wenn sie einen Anstieg an Lebensqualität mit sich bringt – negativ auf das BIP aus, weil weniger produziert wird. Daher denken Politiker wie Wissenschaftler seit langem über Alternativen zur Messung des Wohlstands nach (Übersicht 1).

Eine Möglichkeit der direkteren Messung sind Befragungen zur Lebenszufriedenheit der Menschen eines Landes. So werden im Rahmen des **World Values Survey** (WVS) länderübergreifend in 56 Staaten Daten zur Lebenszufriedenheit erhoben. Die Befragten geben auf einer Skala von 1 bis 10 an, wie zufrieden sie mit ihrem Leben sind. Daraus lässt sich in jedem Land der Anteil der Menschen berechnen, die eine hohe Lebenszufriedenheit von 8, 9 oder 10 angegeben haben und somit als zufrieden gelten. In Deutschland lag dieser Anteil in der letzten Befragung im Jahr 2006 bei 51 Prozent, wobei über 2.000 Menschen befragt wurden. In Italien beispielsweise belief er sich bei der letzten Erhebung im Jahr 2005 mit über 1.000 Befragten nur auf 36 Prozent. Zudem

lässt sich der Mittelwert der Angaben aller Befragten berechnen: In Deutschland gaben die Befragten ihre Lebenszufriedenheit im Mittel mit 7,1 an, der Italiener bewertete seine Lebenszufriedenheit durchschnittlich mit 6,9.

Im Rahmen des Second **European Quality of Life Survey** (EQLS) der European Foundation (2009) wurde die Lebenszufriedenheit, ebenfalls auf der Skala von 1 bis 10, erfragt. Auch hier liegen Daten – wenn auch nur für 31 europäische Länder – vor. Das SWB wiederum ist ein berechnetes Maß für das **subjektive Wohlbefinden** eines Landes, in welches Befragungsergebnisse aus dem World Values Survey zur Lebenszufriedenheit (Life Satisfaction) und zum Glück (Happiness) eingehen. Es wird häufiger in der wissenschaftlichen Literatur verwendet (siehe zum Beispiel Inglehart et al., 2008).

Tabelle 1 gibt im linken oberen Teil einen Überblick darüber, inwieweit die aus Befragungen stammenden Glücksmaße zu ähnlichen Ergebnissen kommen. Dazu wird jeweils der Korrelationskoeffizient angegeben. Eine Korrelation von 1 zwischen zwei Maßen besagt, dass sie für alle Länder identische Werte haben, bei einer Korrelation von 0 gibt es keinen Zusammenhang, und bei einer negativen Korrelation ist der Zusammenhang negativ: Ein Anstieg in einem Maß geht mit einem Rückgang im anderen Maß einher. Wird ein Maß mit sich selbst korreliert, beträgt die Korrelation immer 1. Während nach WVS die durchschnittliche Lebenszufriedenheit mit dem Anteil zufriedener Menschen mit 0,97 fast vollständig korreliert ist, weicht die Messung der Lebenszufriedenheit nach EQLS von der nach WVS mit einem Korrelationskoeffizienten von 0,82 bereits etwas ab, obwohl bei beiden Befragungen die gleichen Fragen gestellt wurden.

Wie gut die Indizes zur Wohlstandsmessung mit der empfundenen Lebenszufriedenheit eines Landes übereinstimmen, lässt sich mithilfe der Berechnung von Korrelationen ebenfalls prüfen. Das BIP zeigt dabei eine hohe, aber keinesfalls perfekte Übereinstimmung mit der Lebenszufriedenheit. So liegt der

Korrelationskoeffizient mit der durchschnittlichen Lebenszufriedenheit nach WVS bei 0,52. Der Happy Planet Index und der Sustainable Society schneiden aber nicht besser ab, sondern liegen bei Korrelationen unter 0,5.

Nicht für alle Indizes lassen sich Korrelationen mit dem BIP berechnen, da für viele Maße nur Werte für eines oder wenige Länder vorliegen – oder die Wohlstandsmaße lediglich theoretische Konstrukte darstellen, die noch nicht mit Leben in Form von Werten gefüllt worden sind. Dafür gibt es aber für einige Indikatoren, die von den Indizes häufig genutzt werden, Werte für eine größere Anzahl von Ländern. Der **ökologische Fußabdruck**, die **Total Biocapacity**, die **Lebenserwartung** und ein **Bildungsindex** sind hierfür in den Vergleich mit dem BIP mit einbezogen (Global Footprint Network, 2012). Für diese Maße lässt sich prüfen, ob sie mit dem subjektiven Wohlbefinden besser korrelieren als das BIP.

Auch der Bildungsindex, die Lebenserwartung, der Ecological Footprint und die Total Biocapacity zeigen keine höhere Übereinstimmung mit den Maßen zur Messung von Lebenszufriedenheit und Wohlbefinden als das BIP. Lediglich der Index für Demokratie (Economist Intelligence Unit, 2010) scheint Wohlbefinden deutlich besser zu erklären als das BIP. Freiheit, Mit-

verantwortung und Rechtsstaatlichkeit sind offenbar als Elemente des Wohlstands für uns jenseits des Materiellen von essenzieller Bedeutung.

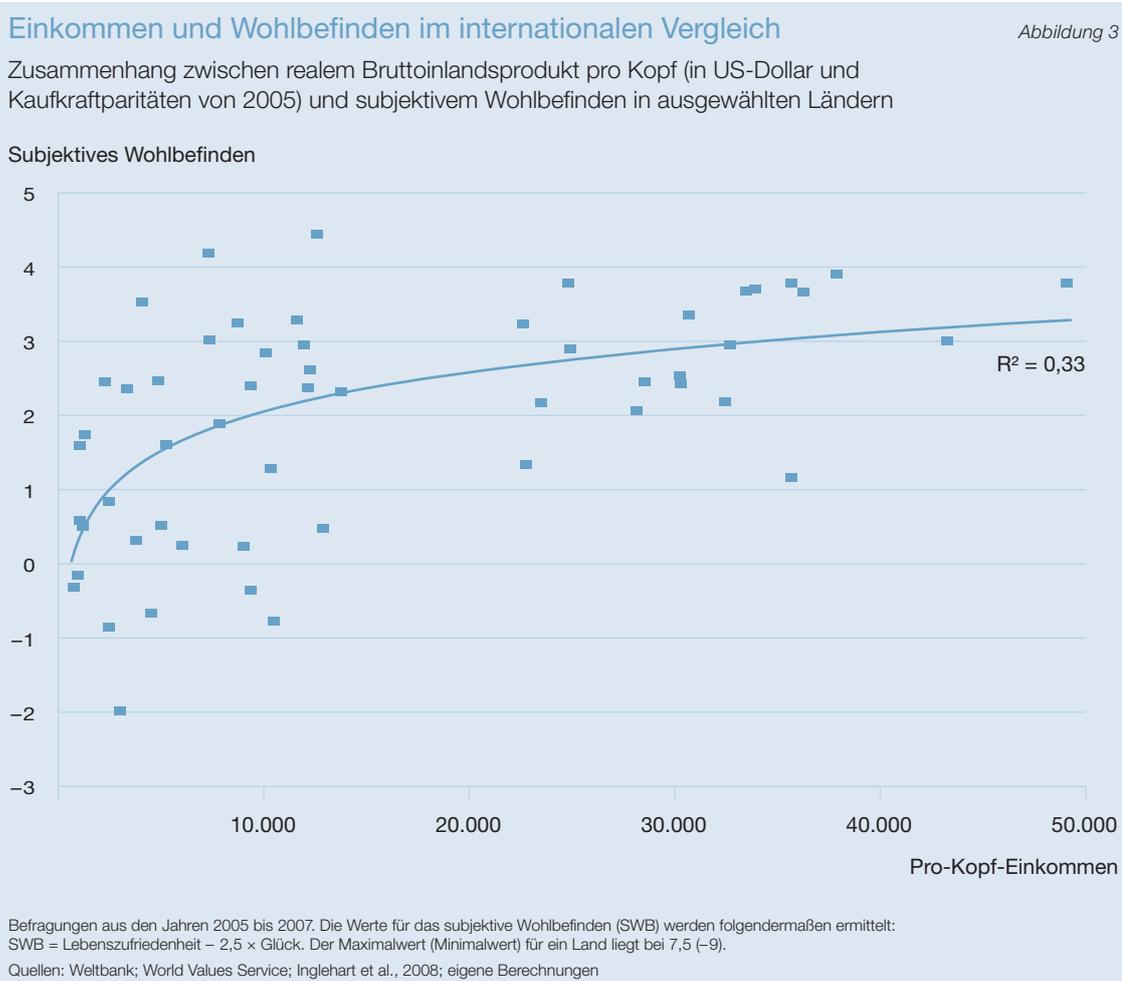
Auffällig ist, dass fast alle diese Maße untereinander eine deutlich ausgeprägte Korrelation zeigen. Menschen in wirtschaftlich leistungsfähigen Ländern sind nicht nur glücklicher, sie leben auch länger und sind gebildeter. Die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit offenbart zu allen anderen Indizes – mit der Ausnahme des Happy Planet Index – eine positive und zumeist ausgeprägte Korrelation. Daher sollte das Ziel des Wirtschaftswachstums nicht verworfen werden, denn viele Faktoren, die den Wohlstand und die Zufriedenheit steigern, hängen eng mit ihm zusammen. Hinsichtlich der methodischen Messprobleme, die mit der Quantifizierung des BIP verbunden sind, ist anzumerken, dass auch alternative Messgrößen diverse Messprobleme aufweisen (Lippe/Breuer, 2010).

Die Wirtschaftsleistung ist eine zentrale Voraussetzung für den Wohlstand und die Lebenszufriedenheit, auch wenn sich beides nicht eins zu eins abbilden lässt. Wohlstand – gemessen in Konsum- und Freizeitmöglichkeiten sowie in Lebenserwartung – ist hoch korreliert mit dem BIP pro Kopf (Jones/Klenow, 2010). Ohne Wirtschaftsleistung gibt es keinen Wohlstand und auch kein Wohlbefinden.

Geld allein macht nicht glücklich

Über den Zusammenhang zwischen Einkommensentwicklung und Wohlbefinden der Menschen ist die Forschung uneins. Abbildung 3 veranschaulicht den Zusammenhang zwischen Einkommen, gemessen als BIP, und Wohlbefinden, gemessen als SWB, im Ländervergleich. Jedes Land, für das es nach den Umfragen im World Values Survey einen Wert für das subjektive Wohlbefinden gibt, ist als Punkt in der Abbildung abgetragen. Deutlich wird aus der so entstehenden Punktwolke ein degressiv ansteigender Verlauf der Einkommens-Wohlbefindens-Kurve im

Ländervergleich: Menschen in Ländern mit höherem Durchschnittseinkommen sind im Schnitt glücklicher, eine positive Korrelation zwischen Einkommen und Wohlbefinden liegt also vor. Doch je reicher sie sind, desto geringer wird bei einem weiteren Einkommenszuwachs der Anstieg des Wohlbefindens respektive desto mehr Einkommensanstieg bedarf es, um das durchschnittliche Wohlbefinden noch zu steigern. Und dieser Effekt ist nicht nur zwischen Ländern, sondern auch zwischen Individuen zu beobachten: Frey/Frey Marti (2010, 52) etwa bestätigen in ihren Ausführungen für die Menschen in der Schweiz, dass deren Wohlbefinden mit dem Einkommen ebenfalls nur degressiv ansteigt.



Menschen in reicheren Staaten scheinen kaum noch glücklicher zu werden, wenn ihr Durchschnittseinkommen wächst. Zudem lassen sich in Abbildung 3 viele Ausreißer ausmachen, also Staaten, in denen die Menschen glücklich sind, ohne dass sie ein hohes Einkommen haben. Macht mehr Geld also nicht immer glücklich?

Die Erkenntnis, dass mehr Einkommen nicht zwingend glücklicher macht, geht unter anderem auf den Ökonomen Richard Easterlin zurück. Easterlin zeigte in länderübergreifenden Analysen, dass trotz Einkommenszuwachs die Zufriedenheit der Menschen im Zeitablauf nicht gestiegen ist (Easterlin/Angelescu, 2009). Zwar sind Menschen in reicheren Staaten glücklicher als Menschen in ärmeren Staaten, doch im historischen Verlauf sorgte ein Einkommenszuwachs nicht für einen nachhaltigen Anstieg der Lebenszufriedenheit. Easterlins Forschungsergebnisse blieben jedoch nicht unwidersprochen: So haben Daniel W. Sacks, Betsey Stevenson und Justin Wolfers in ihren Forschungsarbeiten einen positiven Zusammenhang zwischen Einkommen und Glück

Auch die Frage, ob mehr Geld glücklich mache, war Thema auf dem Workshop. In diesem Zusammenhang wurde Ludwig Erhard (1957, 7) zitiert: „Ich verstehe mich zu diesen Ausführungen in dem Bewusstsein, dass es auch in der Wertung des Materiellen gewisse Grenzen gibt. Mit steigender Produktivität und mit der höheren Effizienz der menschlichen Arbeit werden wir einmal in eine Phase der Entwicklung kommen, in der wir uns fragen müssen, was denn eigentlich kostbarer oder wertvoller ist – noch mehr zu arbeiten oder ein bequemeres, schöneres und freieres Leben zu führen, dabei vielleicht bewusst auf manchen güterwirtschaftlichen Genuss verzichten zu wollen. Ich glaube jedoch, dass wir soweit noch nicht sind. Es wird wohl noch einige Zeit vergehen, bis wir uns mit dieser Frage ehrlich auseinanderzusetzen reif sind.“

aufgezeigt (Sacks et al., 2010; Stevenson/Wolfers, 2008). Auch Pischke (2011) testiert in seiner Analyse einen positiven Zusammenhang zwischen Einkommenswachstum und Lebenszufriedenheit.

Inglehart et al. (2008) zeigen ebenfalls, dass mit höherem Bruttoinlandsprodukt pro Kopf auch das subjektive Wohlbefinden in einem Land steigt. Sie führen den Zusammenhang jedoch in erster Linie auf Drittfaktoren zurück, die sich mit dem Einkommen ändern. Vor allem ein demokratisches System, welches man in den wirtschaftlich entwickelten Ländern zumeist antrifft, aber auch ein besserer Gesundheitszustand der Menschen beeinflusst die Lebenszufriedenheit positiv. Menschen in den entwickelten Volkswirtschaften haben zudem mehr Möglichkeiten, Komponenten der Lebenszufriedenheit nachzuzufragen, die nicht vom BIP erfasst werden. Hierunter fällt neben einer besseren Gesundheitsvorsorge vornehmlich: mehr Freizeit (Baumol et al., 2008).

Die Frage, ob sich mehr Geld mit Blick auf die Lebenszufriedenheit positiv auszahlt, kann nicht nur empirisch untersucht, sondern auch theoretisch erörtert werden. Hierzu müssen die Mechanismen der menschlichen Psyche betrachtet werden. Nach der Adaptionstheorie gewöhnen sich Menschen schnell an ihr höheres Einkommen, sodass nach einem kurzen Sprung nach oben die Zufriedenheit wieder auf ihr altes Niveau zurückfällt. Der Adaptionstheorie zur Folge würden Einkommenszuwächse also keine langfristige Steigerung des Glücks nach sich ziehen. Neues Glück lässt sich also nur erreichen, wenn ständig, wie in einer Tretmühle, mehr konsumiert werden kann.

Der Psychologe und Wirtschaftsnobelpreisträger von 2002, Daniel Kahneman, unterscheidet in einem zusammen mit Angus Deaton verfassten Artikel die alltägliche Gefühlslage oder auch Tageszufriedenheit eines Menschen von seiner generellen, subjektiv empfundenen Lebenszufriedenheit (Kahneman/Deaton, 2010). Das Einkommen hänge – so der Tenor des Artikels – zwar mit der Einschätzung der Lebenszufriedenheit der Menschen zusammen, aber

Hohe Wachstumsraten stellen für die Zufriedenheit einer Bevölkerung einen Eigenwert dar. So präsentiert sich die deutsche Bevölkerung im Konjunkturoptimismus zufriedener – die Stimmung ist positiv, die Menschen glauben an eine bessere Zukunft. In einer noch unveröffentlichten Studie weisen Anika Jansen und Michael Neumann empirisch nach, dass die Menschen in Ländern mit höherer Wachstumsrate glücklicher sind als die Einwohner in Ländern mit dem gleichen Einkommensniveau, aber niedrigerem Wirtschaftswachstum (Jansen/Neumann, 2012).

nicht mit ihren täglichen Emotionen. Ein steigendes Einkommen führe zunächst zu mehr Lebenszufriedenheit und zu einem größeren Glücksempfinden. Jedoch gibt es auch eine Grenze, ab der das tägliche Empfinden nicht weiter von zusätzlichem Einkommen beeinflusst werde. So sind soziale Bindungen, wie etwa Freundschaften oder eine Partnerschaft, aber auch Freizeit oder Gesundheit, nicht käuflich. Im Gegenteil, mehr Einkommen bedeutet oftmals auch mehr Arbeit, was wiederum ein geringeres Maß an Freizeit und damit auch weniger soziale Kontakte zur Folge haben kann.

Auch die Intensität, mit der Menschen verschiedener Einkommensklassen Konsumprozesse empfinden,

kann ausschlaggebend für die Diskrepanz zwischen täglicher Emotion und genereller Lebenszufriedenheit eines Menschen sein. Steigendes Einkommen führt oftmals zu einer Abnahme der Fähigkeit, das damit verbundene Mehr an materiellem Wohlstand zu genießen. So wird ein Mensch, der lange für einen Neuwagen sparen musste, möglicherweise sehr viel glücklicher über dessen Kauf sein als ein Multimillionär, der ohnehin bereits mehrere teure Karosserien in seiner Garage stehen hat.

Eine Möglichkeit, die aus der Adaption entstehende Treitmühle und die von Kahneman beschriebene Sättigung zu umgehen, ist der vermehrte Konsum von Erfahrungen statt von Konsumgütern. Laut Dunn et al. (2011) sorgt der Konsum von Erfahrungen langfristig für ein nachhaltigeres Glücksgefühl als der Konsum von Gütern. Ein schwach ausgeprägter Zusammenhang zwischen Einkommen und Glück bedeutet daher nicht zwangsläufig, dass die Lebenszufriedenheit nicht doch durch ein höheres Einkommen positiv beeinflusst werden könnte: Vielleicht geben wir auch nur unser Geld falsch aus. Erfahrungen unterliegen dem Effekt der Adaption in viel geringerem Maße als Konsumgüter. Eine Einkommensverwendung, die mehr auf den Erwerb von Erfahrungen zielt, könnte zu einer deutlicheren Ausprägung des Zusammenhangs von Einkommen und Wohlbefinden führen. Geld allein macht also nicht zwingend glücklich – es kommt wohl doch darauf an, wie es verdient und wofür es ausgegeben wird.

Das relative Einkommen macht den Unterschied

Individuen bemessen ihre Lebenszufriedenheit nicht nur nach ihrem Einkommen und ihren Konsummöglichkeiten, sondern vergleichen ihre materiellen Möglichkeiten zudem mit Einkommen und Konsumausgaben der Menschen in ihrer Umgebung (Layard, 2006). Sehen sie, dass andere mehr verdienen, kann sie dies unglücklich stimmen: So beschreibt die relative Deprivationstheorie (Deprivation bezeichnet den Entzug oder das Vorenthalten von bedürfnisbefriedigenden Objekten oder Reizen), dass die Lebenszufriedenheit von der Differenz zu dem, wozu man sich berechtigt fühlt, abhängt. Wozu man sich berechtigt fühlt, hängt wiederum maßgeblich davon ab, was die Menschen in der jeweils subjektiv gewählten Referenzgruppe besitzen. Der Vergleich findet im sozialen Umfeld statt: Betrachtet werden Einkommensunterschiede zu Personen, denen man sich ähnlich und vom beruflichen Werdegang her gewachsen fühlt.

Das Glücksempfinden aus dem eigenen Einkommen ist also besonders ausgeprägt, wenn nur wenige andere in der Referenzgruppe ein ähnlich hohes Einkommen erzielen. Einkommen stellt nicht nur einen eigenständigen Wert dar, sondern erfüllt auch die Funktion, sich von der Referenzgruppe abzuheben. Überspitzt formuliert bedeutet dies: Wenn sich die Einkommensverteilung nicht ändert, würde laut Deprivationstheorie die Zufriedenheit der Menschen auch dann nicht steigen, wenn alle Einkommen wachsen. Ungleichheit hat damit, wenn man zu denen gehört, die mehr haben, einen eigenen, positiven Wert. Auf der anderen Seite beeinflusst es wiederum das Wohlbefinden derjenigen negativ, die gemessen an ihrem Referenzeinkommen wenig verdienen.

Die Wirkung von Ungleichheit auf das aggregierte Wohlbefinden einer Gesellschaft ist in der Literatur umstritten. Abbildung 4 illustriert Wohlbefinden und Ungleichheit in 46 Ländern, für welche Daten zu beiden Maßen verfügbar sind: das bereits oben

Haben die Evolutionspsychologen recht? Auf dem Workshop wurde diskutiert, ob uns Menschen vor allem der Egoismus treibt. In der Selbstwahrnehmung geht es uns gut, wenn wir spüren, dass wir sozial gut eingebettet sind. Wir leisten etwas, wir bekommen etwas, die Bilanz ist stimmig. Aber was uns wirklich treibt, ist das Bestreben, bloß nicht zu kurz zu kommen. Und dabei versuche jeder, ob er nicht ein bisschen besser wegkommen könne als die anderen.

eingeführte subjektive Wohlbefinden als Maß der Lebenszufriedenheit und der Gini-Koeffizient als Maß für die Ungleichheit. Die Skala möglicher Werte des Gini-Koeffizienten reicht von 0 bis 100. Ein Wert von 0 steht für eine vollständig egalitäre Verteilung, ein Wert von 100 für die größte mögliche Ungleichverteilung der Einkommen.

Ein statistischer Zusammenhang zwischen dem Gini-Koeffizienten und dem subjektiven Wohlbefinden ist nicht erkennbar; im Gegenteil sind beide Größen völlig unkorreliert. Die triviale Behauptung, Einkommensungleichheit Sorge für geringere Lebenszufriedenheit, verbietet sich damit. Es lässt sich empirisch belegen, dass eine ungleiche Einkommensverteilung im Allgemeinen nicht die durchschnittliche Lebenszufriedenheit eines Landes beeinflusst (Bjørnskov et al., 2008).

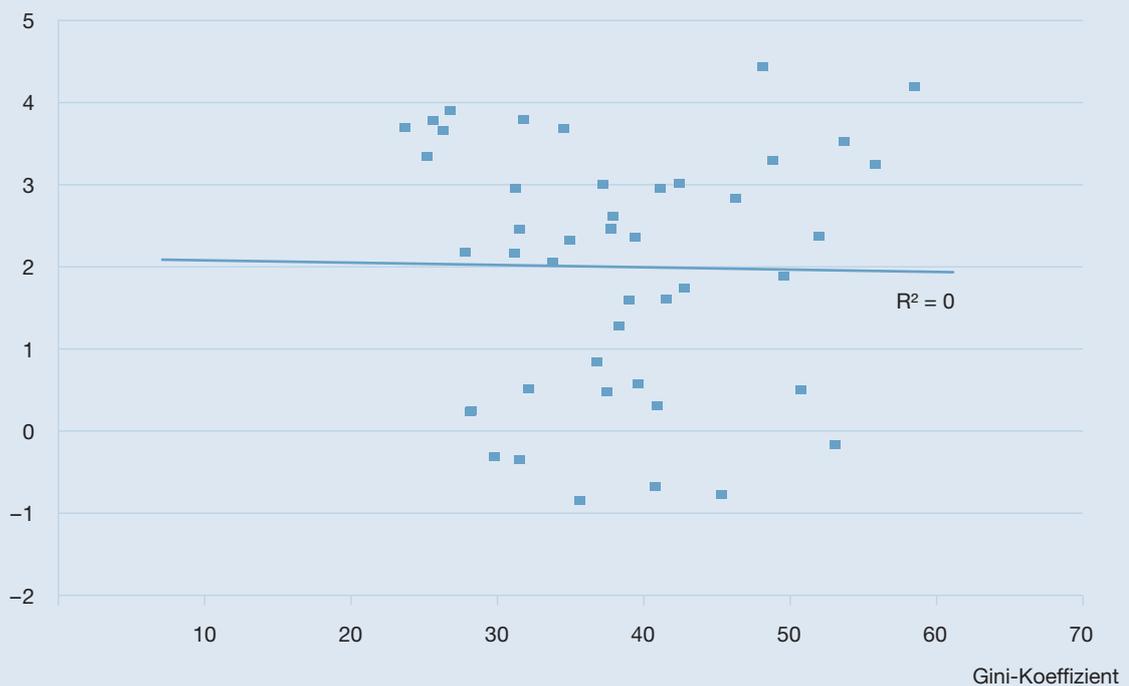
Dies überrascht, denn Ungleichheit trifft nicht nur die Armen, sondern auch die Mittelschicht einer Gesellschaft. Wilkinson/Pickett (2010) zählen als Folgen von Ungleichheit zunehmende Ängste, bei Jugendlichen teilweise begleitet von Verhaltensstörungen, auf. Damit verbunden sind Auswirkungen auf die Gesundheit, Einflüsse auf die schulischen Leistungen bis hin zu Problemen mit Gewaltdelikten aufgrund mangelnder Anerkennung. Ihre Schlussfolgerung, zu der auch andere Autoren kommen, lautet, dass Gleichheit glücklicher macht. Doch dieser Rückschluss ist verkürzt. Von elementarer

Einkommensungleichheit und Wohlbefinden im internationalen Vergleich

Abbildung 4

Zusammenhang zwischen Einkommensungleichheit und subjektivem Wohlbefinden in ausgewählten Ländern

Subjektives Wohlbefinden



Befragungen aus den Jahren 2005 bis 2007. Die Werte für das subjektive Wohlbefinden (SWB) werden folgendermaßen ermittelt: SWB = Lebenszufriedenheit - 2,5 × Glück. Der Maximalwert (Minimalwert) für ein Land liegt bei 7,5 (-9). Als Maß für die Einkommensungleichheit dient der Gini-Koeffizient auf einer Skala von 0 (totale Gleichverteilung) bis 100 (maximale Ungleichverteilung).

Quellen: Weltbank; World Values Service; Inglehart et al., 2008; eigene Berechnungen

Bedeutung ist neben der Verteilung des Einkommens die Bewertung, wie gerecht diese Einkommensverteilung ist. Gleichheit muss nicht als gerecht empfunden werden. Menschen sind durchaus in der Lage, Leistungsunterschiede anzuerkennen und ungleiche Einkommen in einem gewissen Maße zu akzeptieren und gutzuheißen. Wichtig ist der Leistungsgrundsatz – und damit verbunden die Frage, ob sich mit entsprechendem Aufwand und Mühe ein ebenfalls hohes Einkommen erzielen lässt.

So bezeichnen sich die Menschen in Europa seltener als glücklich, wenn die ökonomische Ungleichheit in ihrem Land hoch ist. In den USA ist dies nicht

der Fall. In Europa sind nachweislich die Armen und die politisch links orientierten Menschen unglücklicher über die Ungleichheit als die Reichen und die politisch rechts stehenden Menschen. Für die USA ist ein solcher Nachweis nicht zu erbringen (Alesina et al., 2004). Es steht zu vermuten, dass dies eine Folge der höheren gefühlten Aufstiegsmobilität, also der wahrgenommenen Chancen ist. Warum sollen Menschen auch unglücklich über die Einkommensunterschiede sein, wenn sie selbst ebenfalls zu den Gutverdienern gehören können, sobald sie sich entsprechend Mühe geben? Das Glück des einen ist also keineswegs immer das Unglück des

anderen – auch dann nicht, wenn es um eine reine Verteilungsfrage geht.

Eine wesentliche Rolle in der Bewertung von Ungleichheit spielt jedoch auch die Frage, inwieweit die Erwartungen zur sozialen Mobilität die tatsächliche Mobilität treffen. Grosfeld/Senik (2009) zeigen am Beispiel Polens, inwieweit die Wahrnehmung von Aufstiegschancen und die Divergenz zur tatsäch-

lichen sozialen Mobilität bedeutsam sind: Von 1992 bis 1996 steigerte die Einkommensungleichheit die Lebenszufriedenheit der Polen. Seit 1997, als die Polen realisiert hatten, dass die tatsächliche soziale Mobilität geringer war als die erwartete, stellt die Ungleichheit jedoch einen negativen Einflussfaktor für die Lebenszufriedenheit dar (Bjørnskov et al., 2010, 3).

Grundloses Einkommen macht nicht glücklich

In den Wirtschaftswissenschaften gilt Arbeit als Leid, für das die Arbeitskraft mit einem Lohneinkommen – der „süßen Frucht“ der Arbeit – entschädigt werden muss. In der Psychologie hingegen ist Arbeiten positiv konnotiert: Arbeiten verringert die Sorgen um die berufliche Zukunft, verbessert das soziale Ansehen und bietet viele Gelegenheiten, Kontakte zu pflegen und damit das individuelle Sozialkapital zu vergrößern. Arbeit sorgt für Selbstbestätigung und Anerkennung. Die Empirie bestätigt die Psychologen: Erwerbstätige Menschen sind glücklicher als nicht erwerbstätige Menschen, ein Arbeitsplatz macht zufriedener als Beschäftigungslosigkeit.

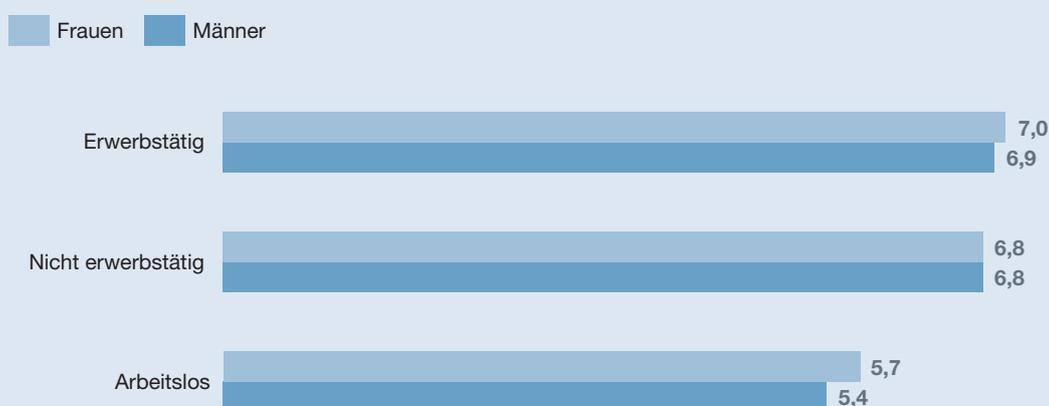
Abbildung 5 vergleicht die Lebenszufriedenheit von Männern und Frauen in Deutschland jeweils nach ihrem Erwerbsstatus. Lebenszufriedenheit ist erneut auf einer Skala von 1 bis 10 aufsteigend skaliert. Erwerbstätige Frauen (7,0) erreichten danach im

Jahr 2009 im Gegensatz zu arbeitslosen Frauen (5,7) einen um 1,3 Punkte höheren Wert auf der Zufriedenheitsskala. Bei Männern fällt der Unterschied zwischen Erwerbstätigkeit und Arbeitslosigkeit mit 1,5 Punkten noch gravierender aus. Männer, die in einem Arbeitsverhältnis stehen, haben im Durchschnitt eine Lebenszufriedenheit von 6,9 Punkten, arbeitslose hingegen nur von 5,4 Punkten. Männer leiden offenbar mehr unter einem Beschäftigungsverlust als Frauen. Auch bei der freiwilligen Entscheidung, nicht arbeiten zu gehen, liegen die Erwerbstätigen in der Einschätzung ihrer Lebenszufriedenheit auf der Zufriedenheitsskala vorn. Allerdings ist der Unterschied in der Selbsteinschätzung zwischen nicht erwerbstätigen und erwerbstätigen Deutschen hier relativ gering.

Doch warum macht Arbeit zufrieden? Wie viel hängt von der Arbeit selbst und wie viel vom dafür gezahlten Einkommen ab? Laut Winkelmann/Winkelmann (1995; 1998; siehe auch Köcher/Raffelhüschchen, 2011, 92 ff.) gehen bis zu 75 Prozent des Rückgangs der Lebenszufriedenheit bei Arbeitslosigkeit

Lebenszufriedenheit in Deutschland nach Geschlecht und Erwerbsstatus im Jahr 2009

Abbildung 5



Bewertung auf einer Skala von 0 (ganz und gar unzufrieden) bis 10 (ganz und gar zufrieden).
Quelle: Köcher/Raffelhüschchen, 2011

Arbeit ist – so Bruno S. Frey auf dem Workshop – ein entscheidender Faktor für unser Glücksempfinden. Dementsprechend sei der Weg in die Arbeitslosigkeit für den Einzelnen sehr schwierig. Arbeit habe etwas Heilsames, da das geistige Training die Lebensqualität erhöhe und Menschen glücklicher seien, wenn sie für ihre Tätigkeit honoriert würden. Für Rentner stelle die geistige Untätigkeit einen Risikofaktor bezüglich der Lebenserwartung dar und könne zum Beispiel zu Depressionen führen. Dies wirke sich bei Männern ausgeprägter aus als bei Frauen. Daher sei bei Nichterwerbstätigkeit ein soziales Engagement oder jegliche Form von Beschäftigung, vor allem für Menschen im Alter, als besonders wichtig einzustufen.

nicht auf das fehlende Einkommen zurück, sondern auf andere, eher psychologische Faktoren. Wichtig dafür, dass Arbeiten zufriedener macht, ist allerdings, dass die Arbeit als sinnstiftend empfunden wird. Dies dürfte auch der Grund sein, dass Menschen, die unentgeltlich Freiwilligenarbeit leisten, zufriedener sind mit ihrem Leben. Denn Freiwilligenarbeit vermittelt das Gefühl, anderen Menschen helfen zu können, und kommt so altruistischen Neigungen entgegen. Zudem können im Rahmen der Freiwilligenarbeit auch Bildung und Wissen sowie das soziale Netzwerk ausgebaut werden. Menschen, die wöchentlich einer Freiwilligenarbeit nachgehen, sind daher glücklicher als Menschen, die monatlich eine Freiwilligenarbeit ausüben, und diese wiederum

glücklicher als Menschen, die sich gar nicht entsprechend engagieren (Meier/Stutzer, 2008; Frey/Frey Marti, 2010, 102 ff.).

Laut den Forschungen der Ökonomen Bruno S. Frey und Claudia Frey Marti (2010, 95 ff.) sind Selbstständige besonders zufrieden. Ursächlich hierfür sind der hohe Grad der Eigenverantwortung und Selbstbestimmung. Menschen, die über mehr Freiheit, Unabhängigkeit und Autonomie verfügen, seien auch eher bereit, auf Einkommen zu verzichten, um sich nicht einem hierarchischen Entscheidungssystem unterzuordnen. Dies deckt sich mit dem Befund, dass Menschen in demokratischen Staaten zufriedener sind: Die freiheitliche Ordnung lässt Menschen glücklicher werden. Wer arbeitet, ist nicht von Transfers anderer abhängig und damit freier in seinen Entscheidungen – und zufriedener.

Unfreiwillige Arbeitslosigkeit macht Menschen besonders unglücklich; sie kann Depressionen verursachen und die Gesundheit beeinträchtigen. Dabei spielen die sozialen Vergleichsprozesse, die bei der Bewertung der Einkommenshöhe von zentraler Bedeutung sind, ebenfalls wieder eine Rolle: Arbeitet man in einer Region mit hoher Arbeitslosigkeit, senkt dies die gefühlte Lebenszufriedenheit. Ist man hingegen arbeitslos, so ist die Lebenszufriedenheit geringer als mit einem Job. Sie ist aber wiederum tendenziell etwas höher, wenn die Arbeitslosenquote in der Region höher ist, also wenn in der Referenzgruppe noch viele andere Personen arbeitslos sind (Clark, 2011). Der soziale Vergleich mit anderen fällt für den Arbeitslosen befriedigender aus, wenn er nicht der Einzige ist, der keinen Job hat.

Mehr Wohlstand erreicht man nicht durch Glückspolitik

Wachstumsstillstand gilt im wirtschaftspolitischen Umfeld als Unglücksfall, als Misstand, der behoben werden muss. Doch können Wachstum, Wohlstand oder Wohlbefinden überhaupt durch politische Maßnahmen in ihrer Art und in ihrem Umfang direkt positiv beeinflusst werden? Und wie soll die Politik mit den Zielkonflikten umgehen, die zwischen Wachstum, Wohlstand und Wohlbefinden unweigerlich auftreten? Soll sie eher auf die Wachstumsrate des BIP achten, oder sind andere Komponenten des Wohlstands, wie Aspekte der Nachhaltigkeit, wichtiger für unser Wohlbefinden?

Den Fokus politischer Maßnahmen auf nur eine Zielgröße zu legen und dabei Zielkonflikte mit anderen Größen außer Acht zu lassen, ist nicht sinnvoll. Wachstum, das durch technischen Fortschritt zustande kommt, ist wünschenswert – aber nicht um der Steigerung des BIP willen, sondern deshalb, weil die hierzu nötigen Erfindungen und ihre Umsetzung in der Produktion uns das Leben erleichtern. Daher macht es auch keinen Sinn, politische Maßnahmen allein auf die Wachstumsrate auszurichten: Es kommt auf den Fortschritt an. Eine höhere Wachstumsrate kann dann eine statistische Folgewirkung, ein Reflex des Fortschritts sein. Wie aber lassen sich Erfindungen und Innovationen politisch steuern?

Laut Bruno S. Frey unterstellen wir den Politikern zu Unrecht, dass sie einseitig auf Wachstum fokussiert seien: „Ich habe noch nie einen Politiker gehört, der gesagt hat, ich will die Wachstumsrate maximieren. Ich meine: Wir glauben, dass Politiker dies sagen, aber sie sagen es ja nicht wirklich.“ Wachstum ist ganz einfach ein Reflex, so Frey.

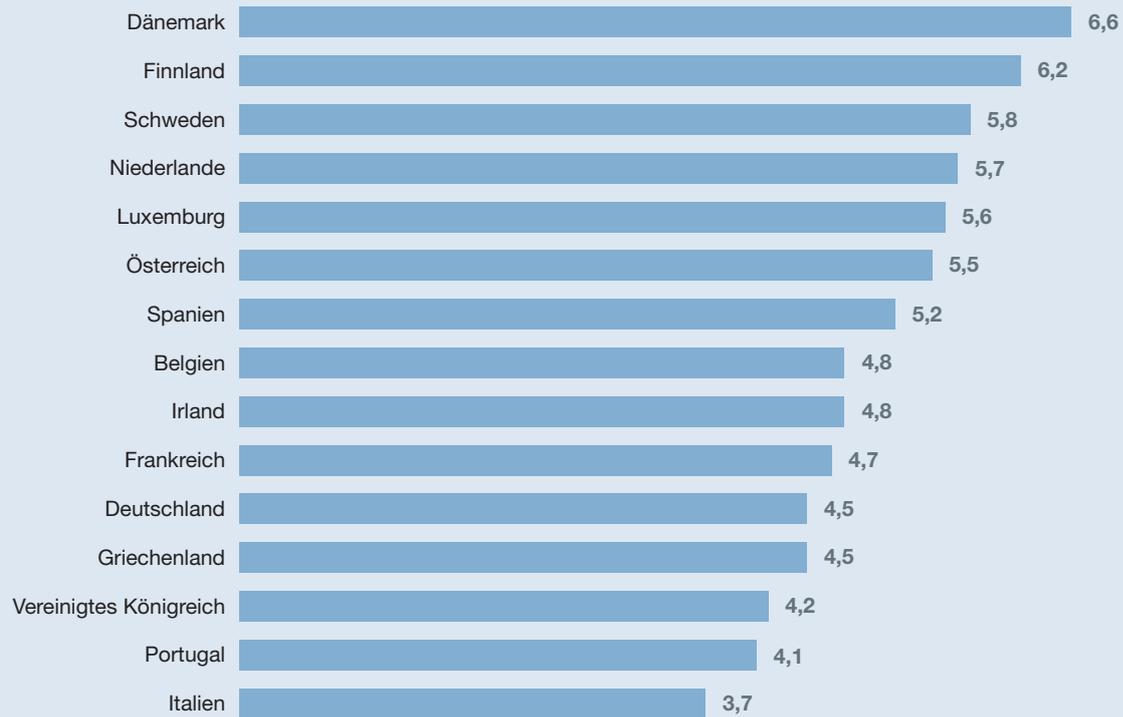
Da mehrere wirtschaftspolitische Ziele gleichzeitig verfolgt werden müssen – etwa Fortschritt, Nachhaltigkeit, Chancengerechtigkeit und Teilhabe am Arbeitsmarkt – erscheint die Bildung eines einzigen Index, der alle Ziele in einer Größe vereint, verlockend. Die Forderungen nach einem anderen Wohlstandsmaß anstelle des BIP pro Kopf haben daher Tradition. Mit dem Konzept der Commission on the Measurement of Economic Performance and Social Progress (CMEPSP), nach ihren wissenschaftlichen Leitern oft auch als Stiglitz-Sen-Fitoussi-Kommission bezeichnet, gewann die Diskussion hierüber in der Öffentlichkeit in den letzten Jahren noch einmal an Brisanz. Auch der Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung hat die Diskussion zur Brauchbarkeit des BIP mit einem Gutachten unter dem Titel „Wirtschaftsleistung, Lebensqualität und Nachhaltigkeit. Ein umfassendes Indikatorensystem“ bereichert (SVR, 2010).

Eigentlich ist nicht nur jedem Ökonomen oder Statistiker klar, dass das BIP nur ein Maß mit begrenzter Aussagekraft ist. Es ist einfach nachzuvollziehen, dass sich der Wohlstand eines Landes nicht an einem Indikator ablesen lässt. Gerade auch Ökonomen, die ein Optimum dafür suchen, dass mehrere Ziele gleichzeitig verfolgt werden sollen, sind in ihren volkswirtschaftlichen Zielen mitnichten nur auf das Wachstum eines Indikators fixiert. Im Stabilitäts- und Wachstumsgesetz aus dem Jahr 1967 war bereits von einem Zielviereck die Rede, bei dem Wirtschaftswachstum, aber auch ein hoher Beschäftigungsstand/Vollbeschäftigung, Preisstabilität sowie ein außenwirtschaftliches Gleichgewicht als Ziele der Wirtschaftspolitik genannt wurden. Trotzdem haben Veränderungen des BIP in der Politik wie auch in der Öffentlichkeit eine große Bedeutung. Um diese Veränderungen positiv zu halten – also um Wachstum zu erzeugen – werden politische Diskussionen geführt, Gesetze geändert, Rettungspakete erlassen und – in einer Zeit hoher Staatsverschuldung – knappe öffentliche Mittel bereitgestellt. Mit Blick auf die Wachstumsrate ist dies unsinnig, denn hierdurch wird kein wirklicher Fortschritt erzielt.

Vertrauen in politische Institutionen

Abbildung 6

Durchschnittswerte ausgewählter europäischer Staaten zum Vertrauen in die jeweiligen nationalen politischen Institutionen im Jahr 2007



Bewertung des persönlichen Vertrauens in das Parlament, die Regierung und die politischen Parteien im eigenen Land auf einer Skala von 1 (sehr geringes Vertrauen) bis 10 (sehr großes Vertrauen).

Quelle: EQLS, 2007

Doch auch die Erkenntnisse der Glücksforschung zu benutzen, um sie in politische Empfehlungen zu gießen, ist problematisch. Ähnlich wie beim einseitigen Schielen auf die Wachstumsrate des BIP kommt es auch bei den Glückspaternalisten zu einer Anmaßung von Wissen. Eheschließungen machen glücklicher, doch nach der Hochzeit sinkt die Lebenszufriedenheit im Schnitt wieder. Ist dies ein Grund, Eheschließungen und Scheidungen politisch zu beeinflussen? Gelegentlicher Alkoholkonsum macht ebenfalls, so die Empirie, glücklicher – sollte es deshalb ein Mindestverzehrgebot für alkoholhaltige Getränke geben?

Die Fälle sind zugegebenermaßen zugespitzt, verdeutlichen aber das Problem staatlicher Eingriffe vor dem Hintergrund der Glücksforschung. Menschen können in einer freiheitlichen Ordnung selbst versuchen, nach ihren eigenen Ideen und Präferenzen glücklich zu werden. Sie fällen eigene Entscheidungen, und sie können aus ihren Fehlern lernen. Der beste Beitrag des Staates ist es, sich vom Marktgeschehen fernzuhalten und nur dort einzugreifen, wo systematische Fehlentscheidungen sichtbar sind. Marktversagen und Verhaltensökonomik bieten genügend Ansätze für staatliche Interventionen. Die Politik kann und sollte sich auf das Kurieren der hieraus entstehenden Verluste in Wachstum, Wohlstand

und Wohlbefinden beschränken. Genau dies hatten die Gründungsväter unserer Sozialen Marktwirtschaft mit der Implementierung einer freiheitlichen Ordnung im Blick. Elementar für das Wohlbefinden der Menschen – dies haben die Ergebnisse der Glücksforscher hinreichend belegt – ist der Glaube der Bürger an und das Vertrauen in eine funktionierende freiheitliche demokratische Ordnung. Deutschland liegt im westeuropäischen Vergleich laut Umfragen der European Foundation (2009) zum Vertrauen in politische Institutionen – sieht man von der gegenwärtigen Schuldendebatte ab – eher auf den hinteren Plätzen. Das stimmt bedenklicher als jeder Einbruch

der Wachstumsraten. Laut den Umfragen 2007, also vor Finanzkrise und Schuldenkrise, lagen nur drei westeuropäische Länder in Fragen zum Vertrauen in politische Institutionen hinter Deutschland (Abbildung 6). Maßnahmen zur Rückgewinnung von Vertrauen sind sinnvoll.

Für Freiheit, Fortschritt und Nachhaltigkeit ist eine langfristig gut aufgestellte Rahmenordnung, innerhalb derer sich die Handlungen der Bürger bewegen, weitaus wichtiger als kurzfristige Eingriffe in den Wirtschaftsprozess im Namen einer Glückspolitik.

Literatur

Acemoglu, Daron, 1998, Why do new technologies complement skills? Directed technical change and wage inequality, in: Quarterly Journal of Economics, Vol. 113, No. 4, S. 1055–1089

Acemoglu, Daron, 2002, Technical Change, Inequality, and the Labor Market, in: Journal of Economic Literature, Vol. 40, No. 1, S. 7–72

Alesina, Alberto / **DiTella**, Rafael / **MacCulloch**, Robert, 2004, Inequality and Happiness. Are Europeans and Americans Different?, in: Journal of Public Economics, No. 88, S. 2009–2042

Baumol, William J. / **Litan**, Robert E. / **Schramm**, Carl J., 2008, Good Capitalism, Bad Capitalism, and the Economics of Growth and Prosperity, London

Bertelsmann Stiftung (Hrsg.), 2011, Jahresbericht der Bertelsmann Stiftung 2010, Menschen bewegen. Zukunft gestalten, Gütersloh

Bjørnskov, Christian / **Dreher**, Axel / **Fischer**, Justina A. V., 2008, Cross-country determinants of life satisfaction. Exploring different determinants across groups in society, in: Social Choice and Welfare, No. 30, S. 119–173

Bjørnskov, Christian / **Dreher**, Axel / **Fischer**, Justina A. V. / **Schnellenbach**, Jan, 2010, Inequality and happiness. When perceived social mobility and economic reality do not match, MPRA Paper, No. 25826, München

BA – Bundesagentur für Arbeit, 2011, Arbeitsmarktberichterstattung. Der Arbeitsmarkt für Akademikerinnen und Akademiker in Deutschland – Mit guten Chancen in den Aufschwung, Nürnberg

BMWi – Bundesministerium für Wirtschaft und Technologie, 2011, Energiedaten, URL: <http://www.bmwi.de/BMWi/Navigation/Energie/Statistik-und-Prognosen/energiedaten.html> [Stand: 2011-08-15]

Clark, Andrew, 2011, Happiness, Habits and High Rank. Comparisons in Economic and Social Life, IZA Discussion Paper, No. 5966, Bonn

Clement, Wolfgang, 2010, zitiert in: Die neue Wachstumsdebatte, in: Infodienst für europäische und deutsche Umweltpolitik, Nr. 5/2010, S. 2, URL: <http://www.eu-koordination.de/PDF/ua2010-05.pdf> [Stand: 2012-05-24]

Dunn, Elizabeth W. / **Gilbert**, Daniel T. / **Wilson**, Timothy D., 2011, If money doesn't make you happy, then you probably aren't spending it right, in: Journal of Consumer Psychology, Vol. 21, No. 2, S. 115–125

Easterlin, Richard A. / **Angelescu**, Laura, 2009, Happiness and Growth the World Over. Time Series Evidence on the Happiness-Income Paradox, IZA Discussion Paper, No. 4060, Bonn

Economist Intelligence Unit, 2010, Democracy-Index, London

Erhard, Ludwig, 1957, Wohlstand für alle, Düsseldorf

European Foundation for the Improvement of Living and Working Conditions (Hrsg.), 2009, Second European Quality of Life Survey Overview, Dublin

Frey, Bruno S. / **Frey Marti** Claudia, 2010, Glück. Die Sicht der Ökonomie, Zürich

Global Footprint Network, 2012, URL: <http://www.footprintnetwork.org> [Stand: 2012-03-09]

- Grosfeld**, Irena / **Senik**, Claudia, 2009, The emerging aversion to inequality. Evidence from long subjective data, PSE Working Papers, No. 2008-19, Paris
- Inglehart**, Ronald / **Foa**, Roberto / **Peterson**, Christopher / **Welzel**, Christian, 2008, Development, Freedom and Rising Happiness, in: Perspectives on Psychological Science, Vol. 3, No. 4, S. 264–285
- Jansen**, Anika / **Neumann**, Michael, 2012, Through Economic Growth to Well-Being, Working Paper, Wilhelmshaven
- Jones**, Charles I. / **Klenow**, Peter J., 2010, Beyond GDP? Welfare across Countries and Time, NBER Working Paper, No. 16352, Cambridge (Mass.)
- Kahneman**, Daniel / **Deaton**, Angus, 2010, High income improves evaluation of life but not emotional well-being, Center for Health and Well-being, URL: <http://www.pnas.org/content/107/38/16489> [Stand: 2012-03-09]
- Köcher**, Renate / **Raffelhüschen**, Bernd, 2011, Glücksatlas Deutschland 2011, Deutsche Post (Hrsg.), München
- Layard**, Richard, 2006, Happiness and Public Policy. A Challenge to the Profession, in: Economic Journal, Vol. 116, No. 510, S. C24–C33
- Lippe**, Peter M. von der / **Breuer**, Claus Christian, 2010, Wohlstand – keine Alternative zum BIP, in: Wirtschaftsdienst, 90. Jg., Nr. 7, S. 444–451
- Lucas**, Robert E. Jr., 1988, On the Mechanics of Economic Development, in: Journal of Monetary Economics, Vol. 22, No. 1, S. 3–42
- Meadows**, Donella H. / **Meadows**, Dennis L. / **Randers**, Jorgen / **Behrens III.**, William W., 1972, The Limits to Growth, Washington D. C.
- Meier**, Stephan / **Stutzer**, Alois, 2008, Is Volunteering Rewarding in Itself?, in: *Economica*, Vol. 75, No. 297, S. 39–59
- Miegel**, Meinhard, 2010, Exit. Wohlstand ohne Wachstum, Berlin
- Pischke**, Jörn-Steffen, 2011, Money and Happiness: Evidence from the Industry Wage Structure, IZA Discussion Paper, No. 5705, Bonn
- Romer**, Paul M., 1990, Endogenous Technological Change, in: *Journal of Political Economy*, Vol. 98, No. 5, Part 2, S. 71–102
- SVR** – Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung, 2010, Wirtschaftsleistung, Lebensqualität und Nachhaltigkeit. Ein umfassendes Indikatorensystem, Sondergutachten, Wiesbaden
- SVR**, 2011, Herausforderung des demografischen Wandels. Expertise im Auftrag der Bundesregierung, Fünftes Kapitel: Produktionspotenzial in der mittleren und langen Frist, Wiesbaden, S. 122–154
- Sacks**, Daniel W. / **Stevenson**, Betsey / **Wolfers**, Justin, 2010, CESIFO Working Paper, No. 3206, München
- Statistisches Bundesamt**, 2012, Bruttoinlandsprodukt (BIP), URL: [https://www.destatis.de/DE/ Meta/AbisZ/BIP.html](https://www.destatis.de/DE/Meta/AbisZ/BIP.html) [Stand: 2012-05-24]
- Stevenson**, Betsey / **Wolfers**, Justin, 2008, Economic Growth and Subjective Well-Being. Reassessing the Easterlin Paradoxon, Brookings Papers on Economic Activity, Washington D.C.
- Weltbank**, 2012, World Development Indicators and Global Development Finance, World Databank, URL: <http://databank.worldbank.org/ddp/home.do?Step=12&id=4&CNO=2> [Stand: 2012-05-24]

Wilkinson, Richard / Pickett, Kate, 2010, Gleichheit ist Glück. Warum gerechte Gesellschaften für alle besser sind, Berlin

Winkelmann, Rainer / Winkelmann, Liliana, 1995, Happiness and Unemployment. A Panel Data Analysis for Germany, in: Konjunkturpolitik, 41. Jg., Nr. 4, S. 293–307

Winkelmann, Rainer / Winkelmann, Liliana, 1998, Why Are the Unemployed So Unhappy? Evidence from Panel Data, in: *Economica*, Vol. 65, No. 257, S. 1–15

Der Autor

Prof. Dr. **Michael Neumann**, geboren 1973 in Köln, Studium der Volks- und Betriebswirtschaftslehre in Köln und Promotion in Würzburg; von August 2007 bis Februar 2012 Economist im Institut der deutschen Wirtschaft Köln, Arbeitsbereiche „Berufsausbildung“ und „Zukunft der Arbeit“, seit März 2012 Professor für Volkswirtschaftslehre an der Jade Hochschule Wilhelmshaven.

© 2012 ROMAN HERZOG INSTITUT e.V.
ISSN 1863-3978 / ISBN 978-3-941036-28-4
Herausgeber:
ROMAN HERZOG INSTITUT e.V.

Kontakt:
Dr. Neşe Sevsay-Tegethoff
ROMAN HERZOG INSTITUT e.V.
Max-Joseph-Straße 5
80333 München
Telefon 089 551 78-555
Telefax 089 551 78-755
sevsay-tegethoff@romanherzoginstitut.de
www.romanherzoginstitut.de

Titelfoto, Foto Seite 2 und Innenseiten: ROMAN HERZOG INSTITUT e.V.
Produktion: Institut der deutschen Wirtschaft Köln Medien GmbH, Köln · Berlin

Die Studie ist beim Herausgeber kostenlos erhältlich und kann unter www.romanherzoginstitut.de bestellt werden.

ISBN 978-3-941036-28-4

www.romanherzoginstitut.de